

Olivier Rolin

# DER METEOROLOGE

Aus dem Französischen übersetzt von  
Holger Fock und Sabine Müller

**liebeskind**

## I

Sein Fachgebiet waren Wolken. Die langen Eisfedern der Zirruswolken, die knospenden Türme der Kumulonimbusse, die zerrissenen Schichten der Strati, die Stratokumuli, die den Himmel kräuseln wie der Wellenschlag der Gezeiten den Sand an den Stränden, der Altostratus, der die Sonne verschleiert, alle großen, von Licht gesäumten, driftenden Gebilde, die riesigen Wattewolken, aus denen Regen und Schnee fallen und Blitze herabschießen. Trotzdem schwebte er nicht in den Wolken – zumindest glaube ich das nicht. Nichts von dem, was ich über ihn weiß, kennzeichnet ihn als Träumer. Er vertrat die UdSSR bei der Internationalen Kommission zur Erforschung von Wolken, er nahm an gesamt-sowjetischen Kongressen über die Nebelbildung teil, 1930 gründete er das Wetteramt, doch die poetischen Namen der Wolken brachten ihn nicht zum Träumen, für ihn, der mit seinem Wissen dem Aufbau des Sozialismus diente, war das alles natürlich ernste Wissenschaft, er war jedenfalls kein Wissenschaftler vom Schlag eines Professor Nimbus. Die Wolken waren kein Vorwand für Träumereien, nichts bei ihm war watteweich, ich vermute sogar, dass er zu einer gewissen Steifheit neigte. Nachdem man ihn 1929 zum ersten Direktor des Vereinigten Hydro-Meteorologischen Dienstes der Sowjetunion gemacht hatte, arbeitete er an der Erstellung eines Gewässerkatasters, eines Windkatasters und eines Katasters der

Sonnenzeiten. Er sah in diesen Plänen zur Kartografie des nicht Greifbaren bestimmt nichts Pittoreskes, keine Einladung zu Reisen in die Fantasie, ihn interessierte das Konkrete, die messbaren Fakten, die Begegnungen der Luftmassen, die Pegelstände der Flüsse, die Bildung von Eisschollen und der Eisgang, die Bewegung von Regenfronten, der Einfluss dieser Wetterphänomene auf die Landwirtschaft und das Leben der Sowjetbürger. Der Aufbau des Sozialismus fand auch am Himmel statt.

Geboren wurde er 1881 in Krapiwno, einem Dorf in der Ukraine ...

Doch bevor ich beginne, vom Leben und Sterben dieses Mannes zu erzählen, der sich der friedlichen Beobachtung der Natur widmete und den die Geschichte in ihrem Furor niedergeschmettert hat, will ich einige Worte über die Umstände verlieren, unter denen ich lange nach seinem Verschwinden (Sie werden sehen, dass in seinem Fall dieses Wort den vollen Umfang seiner Bedeutung hat) auf ihn gestoßen bin. Geschichten fallen weder vom Himmel noch aus den Wolken, mir scheint es vielmehr angebracht, wenn sie ein Beglaubigungsschreiben vorweisen können. 2010 war ich zu einem Vortrag an die Universität von Archangelsk eingeladen. Ich war dort mit der Herzlichkeit empfangen worden, die neben viel Gleichgültigkeit und sogar Rücksichtslosigkeit für das russische Leben charakteristisch ist. Man hatte ein Spruchband zur Begrüßung aufgehängt und Fotos von einem früheren Besuch (ich bin dort Stammgast) aus der Schublade geholt, eine nette Geste, die nur einen Nachteil hatte, nämlich den, dass sie die Zeit, die seither vergangen war, deutlich machte. Man hat mich vielleicht nicht wie einen Präsidenten, aber doch wie einen, sagen wir mal, Bezirksvorsitzenden empfangen. Ich liebe die Stadt wegen ihres Namens, der sie als Stadt des »Erzengels« ausweist, wegen der breiten Flussmündung, die sie säumt – im Winter kann man sie auf einem nachts von fahlen Lichtern eingefassten Weg aus Brettern

überqueren, die auf dem Eis liegen –, wegen der Holzhäuser, die es dort während meiner ersten Besuche noch in großer Anzahl gab (seither haben sich nur wenige gegen die Immobilienhaie behaupten können), und weil ich den Eindruck habe, dass die Mädchen dort ausgesprochen hübsch sind (ich erinnere mich an Rollerskaterinnen mit gebräunten Beinen, die im Mai, Haare im Wind und von Libellen eskortiert, über den Deich längs der Dwina flitzten: Sie sind für mich, was für Proust seine Fahrrad fahrenden Mädchen waren ...). Ich glaube, Cendrars spricht irgendwo von Archangelsks goldenen Glocken (oder den goldenen Glockentürmen?), aber ich habe dort nichts dergleichen gesehen. Egal, Schriftsteller stehen nicht nur für das, was sie geschrieben haben, sondern auch für das, was ihnen zugeschrieben wird.

Anschließend nahm ich ein kleines Flugzeug (eine Antonow An-24, um genau zu sein), das Archangelsk zweimal pro Woche mit den Solowezki-Inseln verbindet, einer Inselgruppe mitten im Weißen Meer. Wenn das Meer zugefroren ist, und das ist es sechs Monate im Jahr, kann man nur noch mit dem Flugzeug auf die Inseln gelangen. Neben mir saß ein junger Pope, der Georges Perec ähnlich sah (ich bin nicht sicher, ob Perec dieser Vergleich gefallen hätte, oder auch dem Popen, wenn er gewusst hätte, wer Perec war: Tatsache ist, dass er ihm ähnlich sah). Der heilige Mann war mit einem E-Book-Reader ausgestattet, was mir damals wie der Gipfel der Modernität vorkam, zu dem ich noch nicht gelangt war, und ich fand es unpassend für einen Geistlichen, zumal für einen russischen. Das Hightech-Objekt steckte in einem Lederetui, das eine Ikone der Jungfrau schmückte, die er mit Küssen überhäufte. Ich schielte vorsichtig danach, was er auf seinem Bild-

schirm las, einen erotischen Roman, hoffte ich, doch ich muss zugeben, dass dies nicht der Fall war.

Ich hatte die Schönheit des Ortes, die mich dazu bewegt hatte, diese Reise zu unternehmen, auf Fotografien entdeckt. Und in der Tat, kaum stand ich vor der kleinen Abfertigungshalle aus blau getünchten Brettern und sah die Klosterfestung, die sich mit ihren Mauern, ihren wuchtigen Türmen und Glockentürmen (aus Gold ...) auf einem Isthmus zwischen der Bucht und einem in Schnee verummten See ausdehnt, da wusste ich, dass ich zu Recht hierhergekommen war. Dieselbe Schönheit wie der Mont Saint-Michel, nur dass es genau das Gegenteil war: ein Bauwerk mitten im Meer, zugleich Kloster und militärische Festung und Kerker, das sich jedoch in die Länge zieht, während der Mont Saint-Michel in die Höhe ragt. Und dann gibt es hier keine Menschenmassen, keinen Nippes für Touristen. Ich verbrachte einige Tage damit, in einer schwarz-weißen Landschaft aus zugefrorenen Seen und Nadelwäldern, die die untergehende Sonne lange in blutrotes Licht tauchte, die Wege auf der Insel abzugehen. Ich hatte eine Unterkunft in einem winzigen Hotel namens *Priut*, »Die Zuflucht«, gefunden. Katia, die Wirtin, war eine reizende, überaus fröhliche Person (was hier nicht so häufig ist, wie ich trotz meiner Liebe zu Russland, die mir einige meiner Freunde spaßeshalber vorwerfen, zugeben muss), klein und herzlich (ich glaube, in ihrem Fall passt das ein wenig aus der Mode gekommene Epitheton »schmuck«), eine Frau, die in ihrer Liebenswürdigkeit so weit ging zu behaupten, ich würde mich sehr gut in ihrer Sprache ausdrücken. Von meinem Zimmer aus sah ich abends die Mauern und Zwiebeltürme über dem Eis lodern. Ich ahnte nicht im Geringsten, dass die ers-

ten Keime eines Buchs in mir aufgingen – aber so ist es immer, das Schreiben lässt sich unmerklich an.

Das Kloster, im 15. Jahrhundert von Eremiten gegründet, war eines der ältesten in Russland. Jede Zeit hat ihren Geist, ab 1923 »beherbergte« (sollte dieses Wort irgendwie passen ...) es das erste Lager der künftigen Hauptverwaltung der Arbeitslager, *Glawnoje Uprawlenije Lagerej*, die unter ihrem Akronym GULAG traurige Berühmtheit erlangte. Nach meiner Rückkehr machte ich mich daran, alle Bücher zu lesen, die ich über diese Geschichte fand. So erfuhr ich, dass es in diesem Lager eine dreißigtausend Bände umfassende Bibliothek gegeben hatte, die sich direkt oder indirekt aus den Büchern der Deportierten zusammensetzte, zum großen Teil Adelige oder Intellektuelle – Adelige oder *Bitschs*, die keine englischen Nutten waren, sondern *Bywtschi Inteligentni Schelowek*, ehemalige Intellektuelle, in der Sprache der politischen Polizei. Nach und nach wurde die Idee geboren, einen Film zu drehen, und für die Auswahl der Drehorte war ich im April 2012 auf die Solowezki-Inseln zurückgekehrt.

Dort empfing mich Antonina Sotschina, eine der Frauen, die das Gedächtnis der Insel verkörpern. Sie war eine lebenswürdige alte Dame mit lebhaften blauen Augen und rotblondem Haar, die Jeans und einen Rollkragenpullover trug. Ihr Haus war voller Bücher und Pflanzen, sie kochte großartige Marmeladen aus jenen Beeren, auf die ganz Russland wild ist, Heidelbeeren, Preiselbeeren, Moosbeeren und eine andere Sorte, deren französischen Namen ich nicht kenne, eine Art orangefarbene Himbeere, *Moroschka* auf Russisch, die in Mooregebieten wächst und so gut schmeckt, dass Puschkin an-

geblich nach ihnen verlangte, bevor er starb. (Beeren und Pilze gehören zu den Grundlagen der russischen Ernährung und sogar der russischen Fantasie; der Gattungsname für Beeren, *Jagoda*, ist merkwürdigerweise auch der Nachname des Chefs der politischen Polizei, erst der GPU, dann, von 1934 bis 1936, des NKWD: Im weiteren Verlauf dieser Geschichte wird Genrich Jagoda eine gewisse Rolle spielen.) Unter den Büchern, die mir Antonina zeigte, befand sich ein selbst verlegtes, nicht im Buchhandel erhältliches Album der Tochter eines Deportierten, das dem Andenken an ihren Vater diente, mit einem Einband, auf dem Wolken abgebildet waren. Der Meteorologe Alexei Feodossjewitsch Wangenheim war 1934 ins Solowezki-Lager deportiert worden. Die Hälfte des Albums bestand aus Reproduktionen von Briefen, die er aus dem Lager an seine Tochter Eleonora geschickt hatte; diese war zum Zeitpunkt seiner Verhaftung knapp vier Jahre alt. Es gab darin Herbarbögen, mit sicherem Strich gefertigte Zeichnungen im naiven Stil, die ordentlich mit Buntstift oder Aquarellfarben koloriert waren. Man sah ein Nordlicht, Eisschollen, einen schwarzen Fuchs, ein Huhn, eine Wassermelone, einen Samowar, ein Flugzeug, Schiffe, eine Katze, eine Fliege, eine Kerze, Vögel ... Die Blätter mit den getrockneten Pflanzen und die Zeichnungen waren schön, aber sie waren nicht nur geschaffen worden, um dem Auge zu gefallen, sie hatten einen erzieherischen Zweck. Mithilfe der Pflanzenbilder veranschaulichte der Vater seiner Tochter die Grundzüge der Arithmetik und der Geometrie. Die Lappen eines Blattes zeigten die Grundzahlen, seine Form die Symmetrie und Asymmetrie, ein Tannenzapfen erläuterte eine Spirale. Die Zeichnungen waren Antworten auf Rätsel.



Ich fand dieses Zwiegespräch zwischen einem Vater und seiner kleinen Tochter, die er nie mehr wiedersah, und diesen Willen, aus der Ferne an ihrer Erziehung mitzuwirken, schlichtweg ergreifend. Und ebenso die Liebe, die diese Tochter ihrem Vater, den sie nur kurz erlebt hatte, ihr Leben lang entgegenbrachte und von der das Gedenkbuch zeugte, das ich bei Antonina durchblättert. Er war, wie sie darin sagt, ein großartiger Klavierspieler, sie erinnert sich, dass sie ihn die *Appassionata*, die *Mondschein-Sonate* und die *Impromptus* von Schubert spielen hörte. Er liebte Puschkin und Lermontow. Bis 1956, dem Jahr seiner posthumen Rehabilitierung, so berichtet sie, hat meine Mutter auf seine Rückkehr gewartet. Wenn ich ungezogen war, sagte meine Mutter, ich würde mich dafür schämen, wenn mein Vater zurückkäme, und so ist es mir zur Lebensregel geworden, mich mit seinen Augen zu beurteilen, fügt sie noch hinzu. In mir reifte allmählich die Idee, die Geschichte dieses Mannes aufzuschreiben, eines von Millionen Opfern des stalinistischen Wahnsinns. Die spätere Begegnung mit Menschen in Moskau, die Eleonora am anderen Ende ihres Lebens gekannt hatten, tat ein Übriges. Sie war eine berühmte Paläontologin geworden. Ich konnte sie nicht mehr treffen: Sie war kurze Zeit zuvor gestorben unter Umständen, von denen ich berichten werde. Ich bedauere, dass sie nicht lange genug gelebt hat, um zu erfahren, dass das Album, das sie dem Andenken ihres Vaters widmete, die ungeahnte Folge hatte, in weiter Ferne, in einem anderen Land, in einer anderen Sprache, ein anderes Buch hervorzubringen.